



Siebentes Kapitel.

Die kleine Sorgenlast des Alltagslebens,
Der Tage Müh', der Nächte Quälerei,
Ertrage sie, du duldest nicht vergebens,
Noch wen'ge Jahre und es ist vorbei.

Du findest jeden Tag doch eine Stunde,
Wo sich die Muse freundlich zu dir neigt,
Wo sie auf der Geschichte festem Grunde
Dir großer Künstler Leben deutlich zeigt.

Der Welt verkünde, wie sie hoch zu ehren,
Und schreib' mit aller Liebe, aller Treu,
Dann tröste dich, es kann nicht lange währen,
Noch wen'ge Jahre und es ist vorbei.

Dies waren nach einem mühselig verlebten Tage die Gedanken unseres invaliden Malers, welcher wegen des Besuches seines alten Freundes, des Inspektors, seinen Sekretär schnell entließ, dem er so eben die kurze Charakteristik eines der berühmtesten Künstler der neueren Zeit dictirt hatte. — „Heitre mich auf! alter Freund!“ rief er ihm entgegen, „heute geht mir nichts recht, und ich fürchte langweilig dictirt zu haben.“ — „Kann Jedem widerfahren,“ sagte der Inspektor und zündete phlegmatisch seine Pfeife an. Der Alte that dasselbe und Beide saßen eine Weile schweigend gegenüber: „Du bist auch heute langweilig,“ sagte der Invalide, „ich habe so eben meinen Sekretär ohne Lesung des Dictirten entlassen. Nun lies du mal, und wir werden dann doch etwas zu besprechen haben.“

Der Inspektor schickte eine ungeheure Dampfwolke zur Decke des Zimmers, räusperte sich und las: „Wenn es schon eine seltne Erscheinung ist, daß Männer von Talent, ungünstigen Jugendumständen zum Trotz, sich einen Wirkungskreis bilden, so ist es doch noch seltener, sie ein langes Leben hindurch in jedem Werke eine größere Vollkommenheit erringen zu sehen. Es gehört viel Charakter dazu, den anfänglichen Hindernissen muthig Trotz zu bieten, mitten im Beifall, gleichsam auf der Höhe des errungenen Sieges mit gleicher Energie so vorwärts zu streben, als ob noch gar nichts errungen sei. Wenn man von einem Künstler behaupten kann, er habe aus seinen Naturanlagen Alles gemacht, was irgendwie daraus zu machen war, so ist dies das höchste Lob, welches ihm gespendet werden kann.“

Dies scheint mir in vollem Maße Anwendung zu finden bei dem Bildhauer Christian Rauch*), welcher in seiner

*) geb. zu Arolsen 1777.



kleinen Geburtsstadt bei einem Zierrathenbildhauer in die Lehre trat. Sein großes Talent ließ ihn nicht lange daselbst verweilen, er ging bald in die Werkstätte des Hofbildhauers und Professors Ruhl zu Cassel, wo er den ersten Unterricht im Zeichnen und Modelliren von Figuren erhielt.

Später kam er unter Umständen, die seinem künstlerischen Verufe entgegen waren, nach Berlin; allein seine Energie brach sich Bahn, und wir finden ihn bald darauf in der engsten Verbindung mit G. Schadow, welcher damals als Hofbildhauer mit großen Arbeiten für das königliche Haus beschäftigt war. In der verhältnißmäßig kurzen Zeit von fünf Jahren erlangte Rauch eine solche Ausbildung, daß er durch die Unterstützung eines reichen Kunstbeschützers zur Fortsetzung seines

Studiums nach Rom ging. — Dort fand er an dem damaligen preussischen Gesandten am päpstlichen Hofe, Wilhelm von Humboldt, einen tiefen Kenner des Alterthums und einen erleuchteten Beschützer. Diesen Umstand muß man als ganz entscheidend für seine künstlerische Laufbahn betrachten, indem dieser höchst bedeutende Mann nicht allein auf die Richtung von Rauchs Talent den größten Einfluß ausübte, sondern auch vermöge seiner hohen kritischen Autorität dem jungen Künstler bald diejenige Anerkennung verschaffte, um von seinem Souverain mit großartigen Aufträgen beehrt zu werden.

Sein Ruf wurde begründet durch die liegende Statue zu dem Grabmonumente der hochseligen Königin Louise, welche sich in dem Garten von Charlottenburg in einer eigens dafür erbauten Kapelle befindet. Die allgemeine Begeisterung für das Andenken dieser erhabenen Frau machte das Werk schon an sich zu einem Nationaldenkmale. Hierzu kam nun noch die hohe Schönheit des Gegenstandes und dessen treffliche Ausführung. Von jener Zeit an erlangte er die Gunst seines Monarchen, welcher ihm große Ateliers in dem ehemaligen Lagerhause zu Berlin einrichten ließ und ihn bis zu seinem Lebensende unausgesetzt beschäftigte.

Rauchs größte Wirksamkeit beginnt nach dem glücklich beendigten Kriege von 1815. Der König hatte nach der sturmbewegten Zeit, auf seinen mannigfaltigen Reisen, die größten Städte Europas gesehen und die geschichtliche Bedeutung ihrer Kunstmonumente kennen gelernt. Eine der ruhmvollsten Epochen der preussischen Monarchie war unter seiner weisen Leitung so eben glücklich beendet; es fehlte daher nicht an günstigen Stoffen, diese in seiner Hauptstadt durch Werke in Erz und Marmor auch den künftigen Geschlechtern im

Gedächtnisse zu erhalten. So begann Rauch die Reihe der Portraitstatuen berühmter preussischer Kriegshelden, welche noch gegenwärtig in seinem Alter einen Theil seiner künstlerischen Thätigkeit ausmachen, und mit vollem Rechte zeitgemäße Kunstwerke genannt werden müssen. Obgleich durch die ungünstige Tracht diese Gegenstände keineswegs vortheilhaft für die Plastik erscheinen, so hat er nichtsdestoweniger der Welt gezeigt, wie man auch das Product des Schneiders stilvoll aufzufassen vermag. Der erhabene und eigenthümliche Charakter seiner Helden, ihre angemessenen Bewegungen und Verhältnisse lassen den Beschauer die ungünstige Tracht vergessen. Auch fand der idealisirende Künstler immer noch Gelegenheit an den Fußgestellen einige poetische Ideen in Relief auszudrücken. Diese portraitarartige Richtung der Plastik hat in dem in neuester Zeit entstandenen kolossalen Monumente Friedrichs des Großen mit seinen Feldherren, Staatsmännern und Gelehrten den umfassendsten Ausdruck gefunden, und wird in seiner Art so einzig dastehen, wie jener Friedrich der Einzige selbst.

Obgleich nun Rauch in mancherlei andern Arbeiten, namentlich in seinen Victorien, seiner Najade und vielen Basreliefs seinen Beruf zur idealen Plastik gezeigt hat, so muß man es als eine glückliche Vorherbestimmung ansehen, daß seine größten Aufträge in Darstellungen interessanter Portraitfiguren bestanden, und zwar um so mehr, als keiner seiner großen Kunstgenossen eine ähnliche Befähigung für diese Richtung gezeigt hat. Diese mögen mehr Erfindungsgeist im Reiche der Poesie besessen haben, allein ihre Portraitstatuen haben gewiß einen weit geringeren Werth. Wie viel hier natürliches Genie, wie viel die aus den Zeitverhältnissen hervorgehenden Aufträge zur Entwicklung auf dem einen oder anderen Gebiete bei den ver-

schiedenen Künstlern beigetragen haben, wage ich nicht zu entscheiden. Jedenfalls ist die Wirksamkeit Rauchs auf die Entwicklung vaterländischer Plastik von großer Bedeutung, denn aus seinen Werkstätten ist eine namhafte Anzahl sehr ausgezeichnete Bildhauer hervorgegangen, welche vielleicht später ihre richtige Würdigung in diesen Blättern finden werden.

Wenn man eine Rundschau der Bildhauerwerkstätten Europas hält, so darf man wohl behaupten, daß durch den Schutz zweier königlichen Mäcene, höchstens mit Ausnahme Roms, in keiner anderen Stadt so große und schöne plastische Arbeiten ausgeführt werden, als in den Werkstätten Berlins.

Hier hörte der Inspektor auf zu lesen und der Alte sagte: „Es ließe sich über die Thätigkeit Rauchs in Bezug auf die Bildung von Bronzegeißern, Eiseleuren, geschickten Formern u. s. w. noch Vieles sagen; allein dies ist schon so vielfach erwähnt und anerkannt, daß eine Wiederholung überflüssig erscheint. Ich ziehe daher vor zu Friedrich Tieck*), einem Kunstgenossen und langjährigen Lebensgefährten Rauchs überzugehen.

Dieser wurde in früher Jugend einem Bildhauer zum Unterrichte übergeben, welcher mehr Handwerker als Künstler war. Sein angeborenes Talent und sein nach höherer Bildung strebender Geist, genährt durch seinen, von der Universität zurückgekehrten Bruder, den berühmten Dichter Ludwig Tieck, erhob sich jedoch bald zu einer höheren Kunstanschauung, und kaum waren seine contractmäßigen Lehrjahre vorüber, als er sich auch gleich durch einige vortreffliche Büsten bemerkbar machte und unter der Leitung des Hofbildhauers und Directors

*) geb. zu Berlin 1776.

G. Schadow sein ausgezeichnetes Talent entwickelte. Den Beweis hiervon lieferte er in einer Gruppe, Mars und Amor, durch welche er sich den akademischen Preis erwarb.

Zu jener Zeit gaben Ludwig Tieck, die beiden Schlegel, Wackenroder und andere ähnliche Geister eine Zeitschrift, Athenäum genannt, heraus, in welchem treffliche Kunstansichten entwickelt wurden. Mit diesen Männern stand unser junger Bildhauer in engster Verbindung und hätte auch ein gelehrter Schriftsteller werden können, da er sich eine, unter Künstlern feltene univervelle Bildung erworben hatte.

Auch Tieck hatte das Glück, Wilhelm von Humboldt kennen zu lernen, und erhielt durch dessen Fürsprache ein Reisestipendium nach Italien, kam jedoch nur bis Wien, und wurde durch den in jenem Lande ausgebrochenen Krieg veranlaßt, seine Studien in Paris fortzusetzen, wo er unter dem Bildhauer Pajou arbeitete und später in der Schule Davids fleißig zeichnete und componirte. Dies hat ihn von der romantischen Richtung, welche die Herausgeber des Athenäums in Kunst und Literatur eingeführt, eher entfernt, als derselben näher gebracht. Es ist nicht zu läugnen, daß den idealen Compositionen Tiecks die Lebenswärme häufig abgeht, und ich glaube, sein Naturell war weniger daran Schuld, als die damalige Pariser Schule; am vorzüglichsten erscheint er mir in Portraitfiguren und Büsten, die er mit der größten Sorgfalt in Marmor ausarbeitete. Durch keine Kunstthätigkeit aber kommt der Künstler in so enge Verührung mit den ausgezeichnetsten Persönlichkeiten, als gerade durch das Portraittiren. Da er überdies ein feiner und gebildeter Gesellschafter war, so lebte er viel in der großen Welt.

Später wurde er nach Weimar berufen, wo sich die meisten

seiner Compositionen antiker Gegenstände befinden. Im Jahre 1805 gelangte er endlich nach Rom, wo er eine ganze Reihe von Büsten für die Walhalla, im Auftrage Ludwigs von Baiern, ausführte. Hier lebte er eine geraume Zeit und fertigte viele Reliefs, worunter auch eines zu dem Grabmonumente Neckers, des berühmten Vaters der noch berühmteren Frau von Stael. Diese Arbeit veranlaßte ihn eine Zeitlang in deren Gesellschaft in der Schweiz zuzubringen, bis er endlich 1819 in seine Vaterstadt zurückkehrte und als Professor an der dortigen Akademie angestellt wurde. Er ist zugleich Conservator für die Antikensäle des großen Museums geworden, und sein Geschmac und seine Gelehrsamkeit machten ihn zu solchem Amte besonders geeignet. Auch erhielt er, durch die Gnade des Königs, Bildhauerwerkstätten in dem ehemaligen Lagerhause, und eine Reihe von Aufträgen, hauptsächlich Relieifarbeiten zur Ausschmückung der großen öffentlichen Bauwerke, welche sein Freund Schinkel ausführte. Wir dürfen ihn daher zu den Künstlern zählen, welche die Bildhauerei in ihrem Vaterlande tüchtig gefördert haben, wie er denn auch namentlich durch seine universelle Geistesbildung dazu beigetragen hat, den ganzen Künstlerstand in den Augen des Publikums zu heben, da er und Mehrere seiner Kunstgenossen in den höchsten geselligen Kreisen Berlins gern gesehen wurden.“ —

Ueber dies Gespräch ließ sich der Genremaler Dolph melden, dem der Alte lachend zurief: „Sie kommen wie gerufen!“ Hierauf theilte er ihm mit, er habe einen Brief vom Minister in seiner Angelegenheit erhalten, welcher Nichts gegen den gewünschten Professortitel habe, sofern nicht dadurch andere gleich oder mehr Berechtigte verletzt würden. „Was werden Sie antworten?“ fragte Dolph lebhaft. — „Ich will mich dem

Tadel Ihrer neidischen Kameraden aussetzen," erwiderte der Alte lachend. — Dolphs mißmuthige Miene erheiterte sich für einen Augenblick, doch schien er noch etwas anderes auf dem Herzen zu haben, und der Alte, nachdem er ihn zum Sitzen genöthigt, fragte endlich spöttisch nach der Ursache, welche ihm die Ehre seines Besuches verschaffe.

„Verzeihen Sie meine Zudringlichkeit," begann Dolph, „ich komme mir vor wie ein gehetzter Hirsch; ich dachte mich mal wieder ernsthaft an die Arbeit zu machen; plötzlich fällt es unserem verehrten Regierungspräsidenten ein, ein Fest mit lebenden Bildern zu veranstalten und ich nehme meine Zuflucht zu Ihrer bekannten Ideenfähigkeit, um mir einigermaßen aus der Verlegenheit zu helfen.“

Alle Drei sprachen nun viel über dieses Modethema hin und her, bis man endlich den Plan feststellte, der Zauberer Merlin solle den Prolog sprechen, in welchem er das Publikum auf die Erscheinung der großen deutschen Dichter vorbereiten, dann solle Wolfram von Eschenbach auftreten, gleichsam dichtend eine oder mehrere Stellen des Parival recitiren, und so den Commentar zu den darauf folgenden lebenden Bildern der Versammlung mittheilen. Ganz ähnlicher Weise wollte man durch den Dichter der Nibelungen und später durch Gottfried von Straßburg lebende Bilder aus ihren großen Dichterverken verkünden lassen und damit die erste Epoche deutscher Dichtkunst bezeichnen. Den zweiten Theil des Abends dachte man mit einem Prologe des Meistersängers Hans Sachs zu beginnen und hierauf das schöne Gedicht von Goethe über Hans Sachs folgen zu lassen, und zugleich in einem lebenden Bilde darzustellen, während man noch nicht einig war über diejenigen Vorstellungen, welche etwa aus Schillers Balladen

oder lyrischen Gedichten auszuwählen und darzustellen wären. Zuletzt aber faßte man den kühnen Entschluß, Tieck's Garten der Poesie aus dem Prinzen Zerbino mit einigen nothwendigen Abänderungen dramatisch aufzuführen. Der Alte behauptete nämlich, ein solcher Abend müsse lustig enden; die ersten Bilder müßten religiöser, die zweiten heroischer, und die dritten romantisch-verliebter Natur sein, dann müsse das lyrische Element folgen und zuletzt das komische, aber Alles in einem edeln Sinne.

Beide, Dolph und der Inspektor, lobten die sinnreiche Idee des Alten. „Aber vom Gedanken bis zur Ausführung ist es noch gar weit,“ bemerkte der Letztere. „Das Kind deines Gehirns sieht zwar, wie gesagt, ganz hübsch aus.“ „Aber!“ fiel der Alte ein, „es kann noch ein rechter Krüppel daraus werden, das hab' ich oft genug erlebt.“

Der leicht angeregte Dolph war schon ganz Feuer und Flamme, er vertheilte schon die Rollen, betrachtete sich selbst als die Seele des Ganzen und eilte zu einem Dichterfreunde, der ihm nicht allein versprach den Prolog Merlins zu schreiben, sondern auch diejenigen Stellen in den Poesien der großen Autoren aufzusuchen, welche sich zur bildlichen Darstellung eigneten. Nun folgten Tage der angestrengtesten Thätigkeit: es wurden Decorationen gemalt, Kostüme gezeichnet, Putzmacherinnen und Schneidermamsells beschäftigt und die ganze Stadt sprach nur von dem bevorstehenden Feste.

Mehr noch als diese äußere Regsamkeit hatte jedoch die Intrigue zu thun. Die Frau Hofrätthin verfehlte nicht ihren Gegenbesuch der Frau Präsidentin sobald als möglich abzustatten und diese nahm natürlich die Gelegenheit wahr, die schönen Töchter derselben für ihr Fest in Anspruch zu nehmen.

Andererseits verfolgte auch die Hofrätin, als ihre Tochter mit den kleinen Kindern der Präsidentin spielte, ihre besondern Zwecke. Sie sprach von der Liebenswürdigkeit und dem Talente Dolphs und als die Präsidentin feurig darauf einging, deutete sie auf dessen Neigung zu Henriette. Die Präsidentin, welche wie alle Frauen Heirathsprojekte zu machen liebte, ermutigte die Hofrätin, von den Bewerbungen des mißliebigen Assessors zu sprechen und versprach schließlich, Dolph der Protektion ihres Gemahles zu empfehlen. — „Lassen Sie mich machen,“ sagte sie der beglückten Hofrätin beim Scheiden, „diese ernste Sache muß durch die fröhliche Sache ins Reine gebracht werden. Ihr Mann muß umgestimmt und Dolph geholfen werden.“ Die kluge Frau bewirkte auch sogleich die Einladung des Hofrathes zum nächsten Herrendiner, wodurch der Eitelkeit des Subaltern nicht wenig geschmeichelt wurde. Zugleich veranlaßte sie, da ihr und der Hofrätin viel an der Entfernung des gefürchteten Nebenbuhlers lag, ihren Gemahl den Assessor W. nunmehr zu fragen, ob er nicht vorläufig die Vertretung einer erledigten Landrathstelle an der holländischen Grenze übernehmen wolle. — Letzterer war zwar Damen gegenüber etwas steif und langweilig, aber keineswegs dumm, denn er erkannte sogleich, daß man den Unbequemen wegsenden wollte und lehnte unter dem Vorwande augenblicklicher Kränklichkeit den ehrenvollen Auftrag ab. Dolph wurde sehr bald durch die Frauen von Allem in Kenntniß gesetzt, was sein ohnehin leicht erregbares Naturell in neue Aufregung versetzte. Hierzu kamen nun noch alle die Vorbereitungen, Konferenzen, Proben zu dem bevorstehenden Feste, die ihm als Dirigenten des Ganzen oblagen. Alles dieses wirkte so nachtheilig auf seinen Gesundheitszustand, daß er am Abende eines sehr angestregten Tages

seinem Freunde Franz ohnmächtig in die Arme sank. Glücklicherweise waren noch andere Freunde gegenwärtig und Franz lief sogleich zu dem uns schon bekannten Arzte. Dolph hatte sich indeß schon wieder erholt, als dieser eintrat, er theilte ihm daher nur mit, daß er bereits seit acht Tagen keinen Schlaf mehr fände, und der Arzt erkannte sogleich eine Nervenüberspannung und rieth ihm zur Ruhe.

„Das ist eben etwas ganz Unmögliches!“ rief Dolph heftig aus, „und wenn wir und die ganze Welt zu Grunde gehen, das Fest muß gegeben werden!“ Er fügte eine solche Menge von Gründen für die Aufrechterhaltung seiner Thätigkeit hinzu, wußte den Arzt mit solcher Geschicklichkeit in sein Interesse zu ziehen, daß dieser sich endlich entschloß, ihm eine Arznei zu verschreiben, in welcher etwas Morphinum war, um ihm wenigstens einige Stunden Schlaf zu verschaffen. Man hatte die übrigen Freunde entfernt und als die Arznei kam, befand sich der Arzt mit Dolph und Franz allein. Man sprach über die Wirkung solcher schlafbringenden Mittel und als Dolph einen Löffel voll genommen hatte, fragte er: „Welche Wirkung könnte nun wohl ein Löffel von dem Zeug auf meinen lieben dicken Franz hier machen, der ohnehin acht Stunden hintereinander schläft?“ — Der Arzt erwiderte lachend: „Er würde dann wohl vierzehn bis sechszehn Stunden hintereinander schlafen.“ — „Und gesund dabei bleiben?“ fragte Dolph lebhaft. — „Wenn der Spaß nicht zu oft wiederholt würde,“ versetzte der Arzt. — „Ich werde mich vor deinen Proben zu hüten wissen,“ fiel Franz ein.

„Es ist schon mancher ehrliche Kerl aus Wißbegierde zum Giftmischer geworden,“ sagte lachend der Arzt, „bei uns aber verhütet die Medicinalpolizei den Mißbrauch solcher Mittel,

denn ohne neues Recept wiederholt Ihnen kein Apotheker die Arznei.“ — Hierauf nahm er seinen Hut und empfahl sich. Dolph aber blieb nachdenklich und Franz, der ihn genau kannte, sah ihm wohl an, daß er über etwas brütete, was sich auf das bevorstehende Fest beziehe.

Am folgenden Morgen sollte eine vorläufige Probe desselben auf der Bühne stattfinden. War es aus Ermüdung oder durch die treffliche Arznei, Dolph hatte gut geschlafen und äußerte daher mit Lebhaftigkeit beim Frühstück: „Trotz aller Hindernisse muß es doch gut gehen! Unter uns sind zwar nur zwei, die gut Verse recitiren, der eine ist unser Prologdichter und der Andere soll ich selbst sein; ich habe es übernommen, die drei Dichter des Mittelalters vorzustellen und muß, während das darauf bezügliche Bild gezeigt wird, jedesmal mein Kostüm wechseln, bald alt, bald jung erscheinen.“

„Das wird dir leichter werden, als einem Andern,“ erwiderte Franz lachend, „denn du wechselst dein Aussehen, deine Laune zehnmal in einer Stunde. Du bist ein gebornes Chamäleon.“

Dolph schnitt ihm ein Gesicht und fuhr fort: „Der Poet spricht zuerst den Prolog des Merlin, dann des Hans Sachs und muß überdies noch den Goethe und Schiller vorstellen; aber ich fürchte, Letzteres wird etwas kläglich herauskommen.“ Franz tröstete ihn damit, seine vortrefflichen Decorationen würden Alles wieder gut machen.

„Hochmüthig wie ein Landschaftler!“ dachte Dolph, und Beide begaben sich zur bestimmten Zeit zum Hause des Präsidenden, wo sie durch das pünktliche Eintreffen der Mitspielenden angenehm überrascht wurden.

Die Proben sind bei solchen Gelegenheiten der Hauptgenuß

der Theilnehmenden; der Dirigent ist allein der Leidende, er muß immerfort mit aller Rücksicht die Mitspielenden von ihren kleinen Nebeninteressen an Toilettegegenständen, Rendezvous und Liebesintriguen abziehen und zu dem Hauptzwecke hingleiten. Dolph hatte indeß einen trefflichen Rückhalt in der Person der Präsidentin, die ihn mit ihrer Autorität und Gewandtheit überall unterstützte. Hierzu kam, daß man einen gebornen Theaterinspektor in dem jungen Maler Lindel besaß; er war der Maschinist, Beleuchtungscommissar, Garderobemeister und Polizeidirector auf dieser Bretterwelt. Bei allen Anlagen zur Kunst machte er doch nur monatlich einige Aquarellskizzen, hieß unter seinen Kameraden der bemoooste Bursche, war jedoch unermülich und unbezahlbar, wenn es einen lustigen Schwank auszuführen galt; außerdem war er ein begeisterter Anhänger Dolphs, den er als das größte Genie seiner Zeit betrachtete.

Endlich nahm die Probe ihren Anfang. Merlin hatte bereits seinen Prolog mit vielem Beifall gesprochen; die Stehprobe des Bildes aus Parival war auch schon vorüber, als die Präsidentin, welcher ein Billet gebracht worden war, plötzlich ausrief: „Mein Gott, was fangen wir nun an?“ Alles fragte nach der Ursache ihres Schrecks und sie äußerte lebhaft: „Wir haben Alle bisher unter der großen Menge der Mitspielenden die Abwesenheit eines der Hauptacteurs nicht vermisst; hier schreibt mir so eben der Lieutenant von S., welcher den Tristan vorstellen sollte, daß er wegen der Botschaft von dem Tode eines seiner nächsten Verwandten seine Isolde im Stich lassen müsse.“

„Sie wird sich eben nicht das Haar ausraufen!“ rief Henriette, welche Isolde vorstellen sollte, lachend aus, indem

sie sich zu dem neben ihr stehenden Dolph wandte. — Nichtsdestoweniger fand man sich doch in großer Verlegenheit. Mehrere Personen wurden in Vorschlag gebracht und verworfen, bis endlich Dolph zur allgemeinen Ueberraschung ausrief: „Da ist ja der Assessor W., der muß ihn machen!“ — Henriette sah ihn verwirrt und erblassend an; Lindel, der den Assessor nicht ausstehen konnte, rief: „Was! der steife Kerl!“ und die Präsidentin sagte leise zu Dolph: „So viel Selbstverleugnung habe ich von Ihnen nicht erwartet.“ Dieser aber wandte sich mit sarkastischer Miene zu ihr mit der Erwiedering: „Vertrauen Sie mir, gnädigste Frau, ich hoffe, er wird zum ersten und letzten Mal eine Rolle in D. gespielt haben.“ Zu den übrigen Opponenten gegen diese Wahl, sagte Dolph mit Lebhaftigkeit: „Wenn auch der Assessor nicht grazios und gelenkig ist, so ist er doch sehr hübsch und wir Maler werden ihm schon die passende Stellung beibringen, selbst wenn er ein Gliedermann wäre!“ Alle lachten und beugten sich endlich unter seine Autorität, und nur die gekränkte Henriette fragte zwar leise, aber mit bitterem Tone: „Warum hast du mir das gethan, Dolph?“ — Dieser entgegnete heimlich: „Vertraue mir, willst du uns aber helfen, so laß so gerüchweise deinem Vater gegenüber im Gespräche einfließen, der Assessor sei ein bekannter Gourmand und da lügst du nicht, mein Kind! Er liebe auch den Champagner so sehr, daß er zuweilen ein Glas über den Durst trinke, und da lügst du wieder nicht, mein Kind!“ — Henriette drohte ihm mit dem Finger und sagte: „Du weißt doch, daß man auch dir dies nachsagt.“ — „Sollte es auch der Fall sein,“ äußerte Dolph lachend, „so besitze ich doch, im Vergleich mit ihm, noch einige andere Eigenschaften, die mich trotzdem in deinen Augen zu

dem liebenswürdigsten Jünglinge auf Erden machen.“ — Henriette versprach Gehorsam, nachdem sie vergeblich versucht, etwas Näheres über seine Kriegslust zu erfahren. Die Präsidentin übernahm den Assessor um seine Mitwirkung zu bitten.

Als die Hofrätthin ihrem Manne bei Tische den Hergang mittheilte, war er hoch erfreut und hielt es für eine neue Aufmerksamkeit für seine Person, daß man den Assessor zu dieser Partie auserkoren habe. — Henriette aber verfehlte nicht ihre erhaltenen Instruktionen in Betreff der Unmäßigkeit desselben auszurichten, worüber sich der Alte so ärgerte, daß er selbst einige Gläser Wein über den Durst trank, einschief und nicht früher wieder erwachte, bis die Whistpartie im Vereine begonnen werden sollte.

Unbekümmert um alle diese Dinge lag unser alter Maler in seinem Lehnstuhle, und dachte über das Leben derjenigen Künstler nach, deren Charakteristik er seinem Sekretär dictiren wollte. — Sie sind schon dahingegangen, sagte er zu sich selbst, die drei geliebten Freunde, von denen ich jetzt noch sprechen will. Die Erde deckt sie und es wird mir schwer werden, in dem kurzen Reste meines Lebens ähnliche Charaktere zu ihrem Erfasse zu finden. Er dachte hierbei zuerst an den Bildhauer Rudolph Schadow*), mit dem er von Kindheit an auf das innigste verknüpft war. Mitten in der glänzendsten Laufbahn wurdest du dem Leben entrissen, und warst den Helden gleich, die auf dem Kampfplatze siegreich vom Tode ereilt werden, ähnlich jenem Heldenjünglinge Achilleus, den dein Meißel verherrlicht, wie er die schöne Beute, die besiegte und geliebte Penthe-

*) geb. zu Rom 1787 und gest. ebendasselbst 1823.



filea in kräftigen Armen hält! Der früh errungene Lorbeer umwand deine jugendliche Stirn, und allgemein betrauert von deinen Freunden und Kunstgenossen, sankst du zu früh ins Grab! — So rief der Alte schmerzlich aus, und verlor sich in das Andenken Rudolphs, mit dem er den schönsten Theil seiner Jugend verlebt hatte. Lange hatte er so den schmerzlich süßen Gedanken an den theuren Vorgegangenen nachgehungen und es war schon dunkel geworden, als sein Sekretair hereintrat, und er durch dessen Anwesenheit gezwungen wurde, seine Gedanken zu regeln, um in der gewohnten Weise seine Arbeit fortzusetzen.

„Viele Menschen,“ begann er, „mögen reicher mit poetischer Erfindung ausgestattet sein, keiner aber konnte den einmal con-

cipirten Gegenstand tiefer empfinden und mit größerer Ausdauer bestrebt sein, ihn zur Anschauung zu bringen, als der Bildhauer Rudolph Schadow! Er ward geboren zu Rom, wo sich sein Vater, G. Schadow, der nachherige Direktor der Berliner Kunstakademie, seiner künstlerischen Ausbildung halber aufhielt. Nachdem er später in Berlin in der väterlichen Werkstatt die Kunst erlernt hatte, arbeitete er, mit einem ersten Naturell begabt, zwar treu und fleißig in seinem Berufe, jedoch war das Treiben der Kunst damals keineswegs von der Art, daß die Umgebungen und Verhältnisse einer so großen Stadt nicht dem Studirenden manches ihn von seiner Bahn Ablenkende und den Sinn Zerstreunde dargeboten hätten. So war es auch insbesondere die Musik, die ihn mit mächtigem Reize anzog, und sein Geist war in früher Jugend eigentlich zwischen diesen beiden Künsten getheilt. — Erst als er sich im Jahre 1810 nach Rom begab, erkannte er die ungeheure Schwierigkeit seines Berufes und verfiel darüber nach einem Jahre in eine tiefe Melancholie, welche ihn glauben ließ, er sei eigentlich nicht zum Bildhauer bestimmt, und habe auch früher weit mehr in dieser Kunst geleistet als jetzt. Dies wurde bei ihm zur fixen Idee, und weder Thorwaldsen noch seine übrigen Freunde konnten ihn von dieser Ueberzeugung abbringen. In Folge dessen wollte er in sein Vaterland zurückkehren, und da er in den alten Sprachen und in der Musik erfahren war, dachte er etwa eine Hofmeisterstelle in einer vornehmen Familie zu übernehmen.

„Es ist eine leicht zu erklärende Selbsttäuschung, wenn tiefere Künstlernaturen, durch den Anblick der Wunderwerke der Kunst in Rom, welche ihre Einsicht so plötzlich erweitern, den Glauben gewinnen, sie hätten früher weit Besseres gemacht

und könnten sogar nichts mehr dem Früheren Aehnliches leisten. Deshalb beschloßen seine Freunde, nachdem er wirklich abgereist, ein von ihm gefertigtes Modell eines Paris nach Berlin zu senden. Später äußerte er selbst häufig, wie ihm die Schuppen von den Augen gefallen, als er es dort mit seinen früheren Arbeiten habe vergleichen können. Dadurch von seiner Gemüthsfrankheit geheilt, kehrte er schon in wenigen Monaten nach Rom zurück und begann seine Künstlerlaufbahn mit großem Glück, aber auch mit einem so großen und angestregten Eifer, daß er schon in jungen Jahren demselben erlag. Er opferte alle anderen Erholungen, selbst die Musik, seinem Berufsfache auf, und man darf leider sagen, er hat sich zu Tode gearbeitet. Es erschien ihm Pflicht, was nur Leidenschaft bei ihm geworden war, denn er schloß sich gegen alle anderen Dinge geflissentlich ab. Nur die religiöse Forschung und Uebung machte eine Ausnahme, und seine nächsten Freunde wissen es, auf welche erhabene Weise er in jene Welt hinübergegangen ist. Jedoch war diese Seite ihm so heilig, daß seine Bekannten kaum geahndet hätten, mit welcher Tiefe und Innigkeit er diesen Gegenstand umfaßte.

Sein äußerst unabhängiger Charakter nahm zuweilen zu wenig Rücksicht auf die Meinung Anderer, jedoch glaube ich, daß er bei einem längeren Leben eine außerordentliche Erscheinung geworden wäre. Auch zeigten sich bald für ihn die glänzendsten Erfolge seiner Thätigkeit, er hatte das Wiederholen aller Götterbilder, in welchen überdies Canova und besonders Thorwaldsen das Mögliche leisteten, herzlich satt und wählte daher Gegenstände aus der Wirklichkeit, denen er jedoch eine völlig ideale Färbung verlieh. So entstand seine Sandalenbinderin, ein Motiv, abgelauscht einem jungen Mädchen seines

Hausfes, welches er die Bänder seines Schubes zutnüpfen sah. Diese Figur gefiel in solchem Maße, daß sie siebenmal hintereinander in Marmor ausgeführt wurde. Noch größere Wirkung brachte er durch seine Spinnerin hervor. Die Frauen des südlichen Italiens spinnen nämlich noch auf ganz antike Weise. Unser Spinnrad, welches allerdings expeditiver ist, kennen sie gar nicht. Sie halten den Hausknäuel mit der einen Hand hoch über dem Kopfe und drehen die Spindel unten mit der anderen Hand; dies giebt beim Sitzen eine ungemein anmuthige Bewegung. Auch diese Figur wurde dreizehnmal in Marmor wiederholt und verschaffte dem jungen Künstler einen fast europäischen Ruf. Nichtsdestoweniger erkannte sein bescheidener Sinn sehr wohl, daß er den großen Erfolg dieser Arbeiten mehr dem in der vornehmen und reichen Welt vorherrschenden Sinn für das Anmuthige, als gerade seinem hohen Künstlertalente zu verdanken habe. Er lebte zu nahe bei Thorwaldsen, um nicht seinen natürlichen Mangel und seine schwache Seite zu erkennen, und wenn er auch im heroischen Stile ihn nicht zu übertreffen vermochte, so beweist doch seine Gruppe Achilles mit der Penthesilea seine Befähigung auch für solche Gegenstände.

Sein Gemüth und seine Ueberzeugungen neigten sich wohl eigentlich zu christlichen Darstellungen, aber einige Versuche in dieser Richtung befriedigten ihn so wenig, daß er sich damals noch nicht für fähig hielt, diese neue Bahn zu brechen. Vielmehr wurde er überhäuft mit Arbeiten anderer Art, machte mehrere Büsten für die Walhalla, ein Blumenmädchen und andere derartige Arbeiten. Am Schlusse des Jahres 1819 ging er zum Besuche seines Vaters nach Berlin, allein diese Stadt konnte ihn nicht fesseln, und er kehrte bald nach Rom

zurück, wo er eine Menge angefangener Arbeiten zu vollenden gedachte. Sein Schwanengesang ist eben jene bereits erwähnte kolossale Gruppe, welche den Achilleus mit der überwundenen Penthesilea vorstellt. Er starb mitten in der Vollendung derselben, und sie wurde später durch seinen Vetter, den Professor Emil Wolf zu Rom, ausgeführt und befindet sich gegenwärtig im Schlosse zu Berlin. Man kann sie als einen vielversprechenden Versuch von des Künstlers zukünftiger Leistung im historischen Fache betrachten, wenn man sie auch, wie gesagt, Thorwaldsens Werken in dieser Richtung nicht gleichstellen kann. Ueberhaupt möchte es zu den seltensten Erscheinungen gehören, daß Bildhauer, welche eine so tiefe kunst- und naturgerechte Durchführung in Marmor erstreben, zu gleicher Zeit den feurigen Schwung des Geistes besitzen, der zur Darstellung des Heroischen und Erhabenen im idealen Sinne ein nothwendiger Beding ist. Thorwaldsen selber wenigstens giebt den Beweis dafür, daß schöpferische Fülle mit ausdauernder Strenge der Durchführung in der Regel nicht verbunden ist.

Rudolph Schadow starb im sechs und dreißigsten Lebensjahre zu Rom und liegt in der Kirche St. Andrea delle Fratte begraben, woselbst ihm sein Vater und Bruder ein bescheidenes Denkmal gestiftet haben.

Als der Sekretair diesen kurzen Lebensabriß niedergeschrieben hatte, versiel der Alte in ein nachdenkliches Schweigen, sodas jener endlich fragte, ob er für heute noch weiter zu dictiren gedenke.

„In der That,“ erwiderte der Alte, „ich hatte mich so tief in die Zeit meines ersten römischen Aufenthalts versenkt, ich dachte soviel an die überraschenden Eindrücke, an die plötzliche Entwicklung meiner Kunstanschauungen, daß ich Ihre Gegen-

wart beinahe ganz vergessen hatte. Fast hätte mich dort Alles damals irre geleitet, wenn ich nicht gleich im Anfange die Bekanntschaft eines trefflichen Mannes, des Malers Gottlieb Schick *), gemacht hätte, den ich immer wie einen Martyrer seiner bessern Kunstüberzeugungen betrachten muß. Obgleich kaum zwanzig Jahre alt, hatte ich auf meinen Reisen eine bedeutende Anzahl großer historischer Bilder von damals berühmten lebenden Künstlern gesehen, und erinnere mich sehr wohl, daß mich nichts davon wahrhaft befriedigte; ich war freilich sehr einseitig, denn selbst der Werth der Arbeiten eines Rubens und Rembrandt entging mir; eigentlich hing ich nur mit wahrer Liebe an der alt italienischen Schule und an der glänzenden Epoche des Michel Angelo und Rafael. Von gleichzeitigen Künstlern entzückten mich nur die Conture von Flaxmann und einige Zeichnungen Carstens, die ich zufällig gesehen hatte; die ausgeführten Delmalereien meiner Zeitgenossen gefielen mir gar nicht; ja, die damals hochgefeierten Compositionen eines David und seiner Schule waren mir geradezu zuwider; ich fühlte sehr wohl, daß ich im Verhältniß zu diesen Künstlern gar nichts leisten konnte, nichtsdestoweniger hatte ich die Ueberzeugung, etwas viel Besseres zu wollen. Eine solche Stimmung aber ist keine glückliche, es schwebt einem innerlich ein klares Bild vor, und man fühlt das gänzliche Unvermögen es auszudrücken.

Wie sehr war ich daher überrascht, als ich bei dem schwäbischen Maler Gottlieb Schick ein so eben vollendetes Bild: „Apollo unter den Hirten“ sah. Hier fand ich zum ersten Male, von einer modernen Hand, Alles erfüllt, was ich so eifrig suchte.

*) geb. 1779 zu Stuttgart.

Es war leider sein letztes Werk, aber so schön, daß der Eindruck noch in meiner Seele fortlebt. Er war damals schon recht krank, doch so liebenswürdig in seinem Umgange, so anspruchslos und verständig, daß ich mich vom ersten Augenblicke an zu ihm hingezogen fühlte. Auch halte ich es für einen wesentlichen Verlust für mich, namentlich in Bezug auf die Methode in meiner Kunstausbildung, daß er schon nach einem Jahre Rom verließ. Indes lebte ich sehr viel mit ihm und er erzählte mir, wie er in früher Jugend mit vielen Schwierigkeiten gekämpft, bis er endlich im Jahre 1798 nach Paris in die Schule Davids gekommen sei. — So wenig die poetische Richtung dieses Mannes ihn angesprochen, so habe er doch unter dessen Leitung die nothwendigen Naturstudien auf eine sehr gründliche Weise gemacht. In dieser sogenannten Grammatik der Kunst waren und sind uns vielleicht noch die Franzosen voraus, obgleich ich mit der Anwendung dieser Mittel nur im Ganzen einverstanden sein kann.

Dies Gefühl trieb Schick von Paris fort, er ging erst auf kurze Zeit nach Hause, um sodann eine Reihe von Jahren in Rom zuzubringen. Hier jedoch folgte er seinem eigenthümlichen Genius und malte ein Bild, welches den David, der Sauls bösen Geist durch Harfengesang beschwichtigt, vorstellt. Dies erregte durch seine von der herrschenden Manier ganz verschiedene Auffassung und Durchbildung großes Aufsehen und kam in Besitz seines Königs. Er sprach selbst von jener Zeit mit sehr viel Nüchternheit, weil sie ihm die Anerkennung und Bestätigung seines bessern Strebens verschafft hatte. Von nun an schwankte er nicht mehr, malte gleich hierauf eine große Composition: das Opfer Noahs nach der Sündfluth. So schön nun auch dieser Gedanke componirt war, so mußte

er erkennen, wie weit schwieriger es ist, einem sehr figurenreichen Bilde mit Thieren und Landschaft die gleiche Vollendung der Harmonie und Farbe zu geben, als einem einfachen Gegenstande. Weil sein Geist aber von der Art war, daß er es vorzog, seinen Vorwurf bis zur äußersten Vollendung zu bringen, als sich der Neigung, immer Neues zu erfinden, hinzugeben, so hat er nach meiner unmaßgeblichen Ueberzeugung dem Fortschritte der Malerei mehr genutzt, als mancher später nach ihm lebende berühmte Componist. Es war keineswegs Mangel an Ideenfähigkeit in ihm, daß er verhältnißmäßig wenig componirte, sondern der dringende Wunsch, das Vollendete und Vollkommene in seiner Kunst wiederzugeben. Auch gestand er mir, er müsse zuweilen neu aufkommende Bilder seiner Einbildungskraft gewaltsam unterdrücken, um nicht die Lust an seinem in Arbeit befindlichen Werke zu verlieren. Es ist wie in der physischen Natur, das jüngste Kind ist der Mutter immer das liebste; so macht es auch die Phantasie des Künstlers.

Schick kämpfte mit den herrschenden Ansichten, er wollte durchaus nichts von den vielen Unterabtheilungen in der Kunst wissen und bestrebte sich Historie, Portrait und Landschaft auf gleiche Weise gut zu malen. Er führte für seine Meinung das Verfahren der Künstler des funfzehnten Jahrhunderts an, die er allein als auf dem rechten Wege befindlich betrachtete, jedoch strebte er emsig nach der Vollendung ihrer Richtung und hielt ihre Unvollkommenheit keineswegs für gut. Wie hoch er die Antike stellte, beweist seine große Verehrung für Carstens, und dann sein eigenes Bild, Apollo unter den Hirten; er verachtete nur deren todte und falsche Nachahmung, wie sie die Franzosen seiner Zeit verstanden. Die Art wie Rafael und gleichzeitige andere Meister antike Gegenstände auffaßten, schien

ihm die allein geeignete; er hat dies in einem Bilde: Bacchus, welcher die Ariadne auf Naxos findet, durch die That bestätigt. Auch das Portrait faßte er in einem höchst edeln und vollendeten Sinne auf, ja man darf sagen, mit einem so poetischen Zauber, daß gleichsam die Ideale derjenigen Individuen wiedergegeben wurden, welche er malte; jedoch mißlangen ihm auch einige, vielleicht aus dem Grunde, weil gar nichts Ideales in ihnen zu entdecken war. Die Landschaft behandelte er in einem ähnlichen Sinne; von der Natürlichkeit im Einzelnen, woran man jetzt gewöhnt ist, und die auch ihren großen Reiz hat, war jedoch bei ihm nicht die Rede. — Er verheirathete sich mit der Tochter des englischen Landschaftmalers Wallis und führte ein sehr glückliches Familienleben, anfangs nur durch Nahrungsorgen getrübt; kaum hatte ihn sein wachsender Ruf denselben überhoben, als ein unheilbares Uebel ihn ergriff und in seine Vaterstadt Stuttgart zurücktrieb, wo er schon 1812 starb. —

Es ist ein eigenthümlicher Reiz in diesen süddeutschen Naturen! Wenn sie sonst hoch begabt sind und nichts von der trockenen vorherrschenden Verstandesrichtung der Norddeutschen besitzen, sind sie nicht weniger scharfsinnig, legen aber nicht solchen unermesslichen Werth auf gelehrtes Wissen; inniger befreundet mit der Natur, die allerdings in ihrer Heimath schöner ist, erhalten sie sich eine Wärme des Gefühls, welche sie in der Poesie zu glücklichen Lyrikern macht. Auch Schick war in seiner Kunst vorzugsweise ein Lyriker zu nennen; das Idyllische war sein Hauptelement, und obgleich er einen edeln Sinn für die Form besaß, würde er doch jederzeit selbst wenn sich die Gelegenheit zur Frescomalerei dargeboten hätte, die Delmalerei vorgezogen haben, indem diese allein

den vollendeten Reiz der Farbe und Wirkung wiederzugeben vermag.

Indessen gingen die Theaterangelegenheiten vorwärts, und man befand sich am Vorabende des Festes. Es war eine Generalprobe in Costüm gewesen, und nur Dolph und Lindel befanden sich noch auf den Brettern; sie saßen einander gegenüber an einem kleinen Tischchen, tranken Punsch und rauchten Cigarren. Kurz zuvor hatte der Präsident Dolph bei Seite genommen und ihm einen Brief des Ministers gezeigt, welcher die Anfrage enthielt, ob er als Curator der Akademie mit dem Antrage: Dem Maler Dolph den Professortitel zu geben, übereinstimme. Die Zusicherung einer günstigen Antwort von Seiten des Präsidenten hatte Dolph fast übermüthig lustig gemacht, und er hörte kaum darauf, als der Theaterinspektor, der Rechnungsnotizen machte, ihm zurief: „Ein recht lederner Kerl! der Assessor! er verdirbt das ganze Bild von Tristan, und der ihn gewählt, muß halb betrunken gewesen sein, er verdirbt die ganze Geschichte!“ Dolph lachte unmäßig und rieb sich die Hände. — „Ich konnte mich nicht halten,“ fuhr Lindel eifrig fort, „er kniete so albern, daß ich unwillkürlich rief: Ungemein hölzern! Die neben mir Stehenden lachten, der Herr Assessor sah mich aber mit einem Blicke tiefer Verachtung an und murmelte: Elender Zeichenpapierverderber! — Wie kamst du nur darauf, dich vermittelst dieses Menschen zu blamiren? Die ganze Vorstellung gilt ja für dein Werk.“

„Ich wollte, das ganze Publikum bräche in Lachen aus,“ erwiderte Dolph lebhaft, „wenn es seiner ansichtig würde. Er hat eine so gründliche Verachtung für uns Maler, daß er selbst die Besten und Geistreichsten unter uns höchstens als

Luxuswaarenhändler, als Kaufleute bemalter Leintücher betrachtet und die Narren nicht begreift, die dafür viel Geld geben.“ — „Man sagt, er habe desto mehr Sinn für Auster und Champagner,“ erwiderte Lindel. — „Auch nicht übel!“ sagte Dolph, „trotzdem glaube mir, er hat alle Anlagen, ein bedeutender Staatsmann im Sinne unserer Zeit zu werden. Ich habe hier Manchen die Galerie durchlaufen sehen, und es war eben nicht anders, als ob man ein Pferd durchgejagt hätte.“

„Es mag wohl nicht anders sein können,“ erwiderte Lindel, „es langweilt mich schon eine halbe Stunde Rechnungen zu schreiben, so sehr es mich amüsirt, so ein Theater aufzuputzen. Wenn Jemand nun zwanzig Jahre Akten gedroschen hat, so verliert er am Ende allen Sinn für den Jocus.“

„Bah!“ sagte Dolph, „ich möchte seine innerste Natur, seine ganze Langweiligkeit recht zu Tage fördern können! Das Publikum müßte ihn auslachen, der Hofrath sich so über ihn ärgern, daß er ihn zum Teufel jagte.“

„Also soll er sich noch mehr blamiren, als heute Abend?“ fiel Lindel fragend ein.

„Ganz recht,“ versetzte Dolph. „Höre, Lindel, du bist mein Freund und ärgerst dich über den Kerl; du erinnerst dich, daß du mich lezthin Abends triffst, als ich gar nicht aus dem Gähnen herauskommen konnte, du lachtest unmaßig und ich erklärte dir, daß ich einen Löffel von dem verdammten Zeug, dem Morphinum, genommen hatte und bereits dem Schläfe gar nicht mehr widerstehen konnte.“

„Du hast wohl noch einen Löffel übrig, Spitzbube,“ rief Lindel lachend, „und möchtest ihn gut appliciren?“ — „Getroffen, mein Junge,“ rief Dolph, „wenn ich nur einen Helfers-

helfer hätte.“ — „Einen verdammten Giftmischer, nicht wahr?“ rief Lindel. — „Sieh, Kerlchen,“ fuhr Dolph fort, „wenn wir den Assessor in diese Dinte brächten, so hättest du eine brillante Genugthuung für den Papierklexer, und ich hätte das Mädchen, denn unter uns gesagt, den Professortitel für den Hofrath habe ich in der Tasche.“ — „Alle Wetter!“ rief Lindel, indem er die Papiere mit den Rechnungen bei Seite warf, sein Glas Punsch austrank und ungeheure Dampfwolken in die Luft schickte, „das Ding könnte den Hauptspäß geben!“

„Nun höre!“ fuhr Dolph fort, „wie ich mir die Geschichte denke: der Assessor schläft ein und ist nicht zu erwecken, wir ziehen ihn dann aus und ich ziehe sein Kostüm an, man läßt das Publikum etwas warten, entschuldigt dann spöttisch den wahren Tristan durch ein plötzliches Unwohlsein, und ich erscheine am Schlusse der ersten Abtheilung, als der ächte und unwiderrussliche Liebhaber Isoldens.“

„Aber der Mensch denkt und Gott lenkt!“ sagte Lindel lachend, „Alles kommt darauf an, dem Kerl den Schlaftrunk geschickt beizubringen.“

„Wir müssen's so anfangen,“ erwiderte Dolph. „Wir verabredeten ja, morgen Abend das Bild von Tristan vor der Ausführung noch einmal zu probiren. Der Präsident sorgt gewiß im Ankleidezimmer der Herren für einen guten Wein-vorrath, und es müßte mit dem Teufel zugehen, wenn wir aus dem liebestrunkenen Assessor nicht einen schlaftrunkenen machten.“

„Gieb mir die göttliche Phiole mit dem Zaubertranke!“ rief Lindel hastig, „ich will das Stückchen ausführen; ich lasse tüchtig heizen, es soll verdammt heiß sein! ich bediene die Herren selbst, und lasse Niemanden mehr auf die Bühne.“

Dolph war aufgesprungen und rief in seinem inneren Kitzel: „Zwei geschickte Kerle gegen einen Tölpel! das muß gehen!“ Lindel, jederzeit zu allen verrückten Streichen aufgelegt, malte den zu hoffenden Spaß mit den lebhaftesten Farben aus, so daß Beide in eine ausgelassene Lustigkeit geriethen. Dolph ließ den Lindel knien, wie der Assessor gekniet, worüber alle so herzlich gelacht hatten, sprang dann von der Bühne herunter, um den Effect zu sehen und warf unter heftigem Gepolter einige Stühle um, als plötzlich sich die Thüre des Saales öffnete und die Präsidentin mit einem Richte in der Hand hereintretend ausrief: „Wie haben Sie mich erschreckt, meine Herren, ich glaubte, es sei Alles fort, auf einmal hörte ich das Gepolter und meinte, es sei ein Unglück geschehen.“ — Die jungen Männer entschuldigten sich und Dolph setzte spöttisch hinzu, sie hätten noch einmal den knieenden Assessor nachgeahmt, und er, um den Effect zu sehen, sei von der Bühne gesprungen.“

„Es war kläglich!“ rief die Präsidentin lachend, „er verdirbt Alles, aber Sie sind selbst daran Schuld, Dolph, Sie haben ihn vorgeschoben. Mir thut es jetzt doppelt leid, denn wir haben so eben durch den Telegraphen die Nachricht erhalten, daß der Prinz mit seiner Gemahlin auf der Reise nach der Residenz morgen hier übernachten wird; mithin werden Sie vor den höchsten Herrschaften spielen.“ Dolph versicherte der Präsidentin, sie würden jetzt auch doppelte Anstrengung machen, damit das Fest auf eine ihres Hauses würdige Weise zur Ausführung käme.

Kaum war sie hinausgegangen, als Dolph leidenschaftlich ausrief: „O mein Gott, Lindel, mein Projekt geht zu Wasser, die Ankunft der hohen Herrschaften macht mich stutzig, scheint

mir ein Zeichen des Himmels und erweckt in meinem Gewissen eine Stimme, die mir den Spaß mit dem Assessor als Sünde erscheinen läßt. Was hat er mir denn persönlich gethan?“ — Lindel sah den niedergeschlagenen Dolph halb mißtrauisch, halb spöttisch an, dann sagte er rasch: „Willst du wissen, was er dir gethan hat, und was du ihm dafür thun willst, so höre! Er will dir das Liebste, was du besitzest, dein Mädchen, mit Gewalt entreißen, er erregt den Haß ihres Vaters gegen dich, er stört den Hausfrieden ihrer Eltern, und hält dich mit all deinem Talente für einen Lump. Was willst du ihm dafür thun? du läßt ihn einige Stunden länger schlafen, damit er sich nicht vor der Welt zu blamiren habe, und rettetest ihn, daß er keine Frau nimmt, welche ihm das Leben, weil sie ihn haßt zur Hölle machen würde. Dolph stand betroffen und rief: „Das Geschick macht ihn zu meinem Feinde, er ist der Angreifende, mein Mädchen gilt mir mehr als mein Leben und ich übe nichts weiter als abgedrungene Nothwehr.“ — Mit solchen sophistischen Gründen beschwichtigte die Leidenschaft Dolphs aufgeregtes Gewissen, und Beide trennten sich, nachdem sie noch lange über diesen Gegenstand gesprochen hatten.